



Unsere Heimat

Beilage zur Kölnener Zeitung

Nr. 2

Sonnabend, den 21. Eismond 1928.

Nr. 2

Das Rauchhaus in Wussecken.

Zu unserem heutigen Bilde.

In der Bauart der Bauerngehöfte vollzieht sich allmählich ein großer Wandel. Während in früherer Zeit jeder deutsche Volksstamm seine eigene überlieferte Bauart besaß, sie im Laufe der Zeiten zu einer gewissen Vollenbung gebracht hatte und an dieser bei der sich wenig ändernden Bewirtschaftung des Landes zähe festhielt, hat das Zeitalter der Naturwissenschaften, des Verkehrs, der Maschine und der Hygiene auch auf dem Lande neue Verhältnisse geschaffen und neue Wirtschaftsmethoden eingeführt, die eine Umgestaltung des Bauerngehöftes und des Bauernhauses mit sich brachte. Die Häuser vom alten Bautyp sind selten geworden, und auch unter diesen wenigen dürfte kein Bauernhaus anzutreffen sein, das älter als 200 Jahre ist. Die deutschen Bauern, die in friedlicher Kolonisation das Wendland dem Deutschtum gewannen, siedelten sich in einem breiten Streifen an der Küste der Ostsee entlang bis nach dem Rastubener Lande an. In dem Küstenstreifen entstanden freie deutsche Hufenböcker deren Bauern hauptsächlich aus Westfalen und Sachsen stammten und das sogenannte sächsische Bauernhaus mitbrachten. Zerstreut finden sich z. B. in Rügenwalder-Amt mitteldeutsche Bauernhäuser. Das sächsische Bauern-

haus geht von dem Gedanken aus, alle Wirtschaftszweige unter einem Dach zu vereinigen, da hierbei die geringsten Baukosten entstehen, die Ueberwachung und Führung der Wirtschaft den geringsten Kraftaufwand verursacht, das Haus warm ist, und alles sich der Zweckmäßigkeit unterordnet. Dadurch entstehen breitgelagerte und mit mächtigem Strohdach eingedekte, eindrucksvolle Gebäude, die nach der Stammesstamme im Hauptraum, der Diele, einen offenen Herd hatten. Der Rauch zog zur Decke, zum Dachboden und

gelangte durch das Eisenloch und durch das Strohdach ins Freie. Vor etwa vier Jahren haben die Bezirksschornsteinfegermeister des Bezirks noch 94 Häuser gezählt, bei denen diese Art des Rauchhauses, wenn auch umgebaut, noch festgestellt werden konnte. Ihre Zahl nimmt schnell ab, und es ist nur eine Frage der Zeit, daß auch die letzten dieser Häuser verschwunden sein werden. Eine Vorstellung, wie die Gebäude ausgesehen haben, in der die Siedler als freie Bauern lebten, gibt unser Bild des Rauchhauses in



Wussecken am Jamunder See, dessen Äußeres fast unverändert ist und im Innern, wenn auch umgebaut, noch als Rauchhaus benutzt wird. Seine Diele ist 6 mal 10 m groß und 4 m hoch gewesen. Um einige dieser Gebäude als Dokumente früherer einheimischer Kultur zu erhalten, müßten sie von einem öffentlichen Verband angekauft und einem besonderen Zwecke zugeführt werden, zu dem sich ihre Bauart eignet, z. B. einer ländlichen Jugendherberge, die der Jugend einbringlicher eine Vorstellung von der alten ländlichen Kultur geben würde, als viele Worte und auch Abbildungen es vermögen.

Goehrß.

Notfeuer in Pommern.

Nachtrag von Prof. Dr. A. Haas.

Infolge meiner Veröffentlichung über das „Notfeuer in Pommern“ in „Uns. Heimat 1927 Nr. 23 ist mir der folgende Bericht zugegangen, der einen weiteren, interessanten Beleg für die Anwendung dieses vollstündlichen Heilmittels in Pommern erbringt.

Im Jahre 1818 trat in der Stadt Usedom die Pest unter dem Rindvieh epidemisch auf, und es gingen täglich so und so viele Rinder infolge der Seuche ein. Sämtliches Vieh wurde damals noch auf der gemeinschaftlichen Weide gehalten, und die einzelnen Tiere standen also in fortwährender Berührung unter einander. Da alle anderen Mittel nicht helfen wollten, beschloß man, zur Sympathie und zwar zum Notfeuer seine Zuflucht zu nehmen.

Zur Bewerkstelligung des Heilverfahrens wurde

auf der Weide ein großer Graben gezogen, und in dem Graben wurden große Haufen trockenen Holzes aufgeschichtet, das nachher auf besondere Art entzündet wurde. In der Stadt mußte in allen Haushaltungen jegliches Feuer gelöscht werden, und dieser Vorschrift kamen auch alle Bürger willig nach — mit Ausnahme des Apothekers, der das Herdfeuer in seinem Hause nicht löschen wollte; erst als Bürgermeister und Rat ihre ganze Energie aufboten, bequeme sich auch der Apotheker dazu, sein Feuer im Hause zu löschen. (Dieser Vorfall ist richtig insofern aus ihm hervorgeht, daß die Entzündung des Notfeuers mit behördlicher Genehmigung und unter behördlichem Schutze erfolgte).

Das Notfeuer wurde dann kurz vor Mitternacht auf folgende Art entzündet: Es wurde ein sägebockartiges Gestell aufgerichtet, und in dieses wurde ein starkes, walzenartiges Rundholz querüber lose hineingelegt; um das Rundholz wurden zwei Tauesselungen, und diese wurden nun so lange hin und hergezogen, bis das Holz heiß wurde und zuletzt in Flammen stand. Durch diese Flamme wurde

dann das Holz in dem Graben entzündet, und nachdem es etwas niedergebrannt war, wurde die ganze Viehherde durch das Feuer hindurchgetrieben.

Und merkwürdig war es: sobald das letzte Stück Vieh über den Feuergraben getrieben war, erlosch die Seuche, und hinterher ist kein einziges Stück Vieh mehr an der Rinderpest eingegangen.

Es war öffentlich bekannt gemacht worden, daß Rinder unter 14 Jahren beim Gebrauche des Notfeuers nicht zugegen sein durften. Aber mein Onkel, damals etwa 12—13 Jahre alt, hatte sich heimlich um die Stadt herumgeschlichen und konnte so aus einiger Entfernung den ganzen Verlauf des Heilverfahrens mit ansehen. Auf seine oft wiederholte Erzählung geht meine Darstellung zurück. Er pflegte mit den Worten zu schließen: Grausig war es anzusehen und anzuhören, das Kreischen der großen Walze, das Brüllen des Viehs, das Auflodern der Flammen und schließlich die Stille der Nacht.

Dem Einsender des Berichtes sei auch an dieser Stelle herzlich gedankt!

Volksfagen, Erzählungen und Schwänke aus dem Kreise Rummelsburg.

Von A. Sadde und D. Knoop.
(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

180. Das Bettlägen.

In einem Dorfe lebte einst ein reicher Graf, der ein großer Pferdebesitzer war und die besten Pferde in der ganzen Umgebung besaß. In demselben Dorfe wohnte auch ein Bauer, der schon öfter schöne Pferde aufgezoget hatte, die ihm der Graf dann jedesmal für gutes Geld abkaufte. Einmal hatte er ein besonderes prächtiges Fohlen, das gefiel ihm selbst so, daß er es nicht verkaufen wollte, obgleich ihm der Graf den dreifachen Preis dafür bot. Als alles nichts half, schlug ihn der Graf eine Wette vor. Er legte hundert Taler auf den Tisch und sagte: „Wir wollen jeder eine Geschichte erzählen, und glaubst du meine nicht, dann bekomme ich das Fohlen; glaube ich aber deine nicht, so erhältst du das Geld.“ Der Bauer war damit einverstanden, und nun erzählte der Graf:

„Als ich als Flügelmann bei den Garde-Kürassieren stand — der Graf war ein kleines, verwachsenes Männchen —, da rückte unser Regiment einmal zu einer Übung aus. Unterwegs trafen wir einen mächtigen Baum an, und weil es ein heißer Tag war, ließ der Oberst das ganze Regiment unter denselben rücken und Frühstück essen. Der Baum war so groß, daß alle Mannschaften mit den Pferden darunter Platz hatten, und als ein heftiger Regen kam, der bis zum Abend dauerte, fiel auch nicht ein Tropfen auf sie.“ Der Bauer erwiderte: „Ja, ja, das ist wohl wahr!“ Dann erzählte der Graf von seinen Kriegstaten, wie er ein ganzes Regiment in die Flucht geschlagen, über hundert Menschen getötet und eigentlich allein den Krieg gewonnen habe. Der Bauer blieb ganz gelassen und sagte nur: „Ja, ja, das glaub ich!“ Zuletzt rief der Graf ärgerlich: „Na, dann erzähle du!“

Und nun fing der Bauer an: „Vor einigen Wochen pflügte ich auf dem hintersten Felde, und meine Frau brachte mir das Mittagessen dahin. Sie hatte Erbsen gekocht, die mir so gut schmeckten, daß ich sagte: „Mutter, hast du nicht noch welche zum Abendbrot gelassen?“ „Ja“, sagte sie; „sie stehen im Grapen im Kamin, damit sie warm bleiben.“ In der Freude vergaß ich dann, mein Bieperbrot zu essen. Als ich nach Hause kam, bringe ich die Pferde in den Stall und will dann zum Essen gehen. Da ruft meine Frau: „Komm doch schnell und sieh, was hier passiert ist!“ Ich ging hinein und sah nun die Bescherung. Bei der Wärme waren die Erbsen aus dem Grapen durch Kamin und Schornstein gewachsen, und als ich vor das Haus trat, sah ich, daß sie schon bis zum Mond reichten, wo die Ranken sich um eine Ede gewickelt hatten. Zuerst war ich ganz sprachlos, aber dann sagte ich: „Mutter, das paßt schön! Ich werde mal hinaufsteigen und sehen, wie es auf dem Monde ausschaut.“ Sie bat mich um Gotteswillen, das nicht zu tun. Ich ließ mich aber nicht abhalten, sondern kletterte los, kam auch glücklich auf den Mond und habe mir dort alles angesehen. „Ja, ja“, sagte der Graf, „das glaube ich. Wie war es denn da?“ „Ach, war es da aber fein“, erwiderte der Bauer, „alles so blank und von lauter Silber“. Da war auch eine Menge Leute; denn alle Menschen, die sterben, kommen auf den Mond. Ich traf viele Bekannte und auch meinen Vater. Der ist da Graf geworden und fährt alle Tage in einer vier-spännigen Kutsche spazieren. Als ich alles gesehen hatte, wollte ich wieder hinabsteigen; aber da hatte meine Frau den Grapen mit Erbsen aus dem Kamin genommen, und nun stand ich da und wußte nicht, was ich anfangen sollte.“ „Wie bist du denn heruntergekommen?“ fragte der Graf. Und der Bauer antwortete: „Ich suchte herum, ob ich vielleicht eine lange Leine finden möchte; aber nichts war zu haben. Endlich sah ich in einer Ede einen großen Haufen Leinwand liegen. O, dachte ich, das kann gehen, und nun drehte ich mir von dem Raff ein langes Seil, band das eine Ende an den Mond und kletterte hinab. Das ging auch ganz gut, aber mit einem Mal war das Seil zu Ende, und ich hatte erst die Hälfte des Weges zurückgelegt.“ „Was machtest du nun?“ „Ich schnitt immer von oben ein Ende ab und band es hinten an. Zuletzt war das Seil aber von dem vie-

len Abschneiden und Anknüpfen ganz müde geworden und riß entzwei. Ich sauste hinab, fiel bis an den Hals in die Erde hinein und konnte mich nicht rücken und rühren.“ „Na, wie bist du da herausgekommen?“ „Ich bin schnell nach Hause gelaufen, habe meinen Spaten geholt und mich dann ausgegraben.“

„Na ja, das glaube ich alles“, sagte darauf der Graf. „Aber du sagtest vorhin, du habest auf dem Monde viele Bekannte getroffen. Hast du vielleicht auch meinen Vater gesehen?“ „Sieh“, erwiderte der Bauer, „das hätte ich bald vergessen: Ja, ich traf ihn und sollte auch schön grüßen. Aber es geht ihm

nicht gut, und er klagte sehr, daß er oft Hunger leiden müsse. Ich hatte noch mein letztes Bieperbrot in der Tasche, das gab ich ihm, worüber er sich sehr freute und sich vielmals bedankte.“ „Wie ist das möglich? Was macht er denn da oben?“ „Er hat einen schlechten Posten“, sagte der Bauer, „er muß die Schweine hüten.“

„Das ist nicht wahr! Das lügst du!“ fuhr der Graf auf; „dein Vater ein Graf, und mein Vater soll die Schweine hüten? Das glaube ich nie und nimmermehr.“ „Na, das ist gut“, sagte da lächelnd der Bauer. „dann gehören die hundert Taler mir“. Sprach's, strich das Geld ein und ging davon.

Pommersches Volksliedarchiv.

VII.

In der Veröffentlichung VI in Nr. 27 „Unsere Heimat“ ist bei dem ersten Liedchen vermerkt, daß es aus Jewelin stammt. Diese Angabe beruht auf einem Versehen. Es ist in Roggow aufgezeichnet worden.

Nachstehend wieder einige Liedchen, die unser eifrigster Sammler, Herr E. Gruhke-Roggow, in Jewelin aufgezeichnet hat.

1. Bastschereim.

Burre burre baffe,
gao glatt astel
Burre burre be,
Gao nich intwe.

Wiegenlieder.

2.

Suse, suse, suse,
Mudde is nich ' Huse.
Mudde is tam Badet,
Dräst dat Hult upm Naed.
Kümmst sei nich tam Rowend ' Hus,
Schläppt sei bire Fleremus.
Fleremus, kumm du nao Hus,
Bring usen Mäten dere Litta ' Hus.

(Vgl. hierzu in „Uns. Heimat“ 1927, 9 das Wiegenlied Nr. 1).

3.

Dei Wind, dei wejt,
Dei Haohn, dei krejt,
Dei Boß, dei danzt upm Maue.
Jochim tüht sich d' Schöhles an,
Danzt mit Länen im Glaue.

4.

Suse, Suse, Suse,
Wo waohnt Peite Kruse? —
Hinne däm blante Suse,
Wo dei blante Puppe staon,
Wo dei schmucke Mätes gaon.

5.

Hop, hop, hop nao 'm Madde,
Dei Kästle ritt up'm Gädde,
Dei Preiste ritt up 're grisse Säuj;
Kästle dacht, dei Düwel täuj.

Das Lied vom kleinen Mann und der großen Frau.

6.

1. Kleiner Mann wollt Hochzeit machen, he juchhe,
nahm sich ein großes Weib. Nunna, nunna,
nunna hums valdrial he, was ich sehl

2. Große Frau zum Tanzboden ging, he juchhe.
„Kleiner Mann, du bleibst zu Haus, wäscht rein die
Schüssel aus!“ He, was ich sehl

3. Große Frau vom Tanzboden kam, he juchhe.
„Kleiner Mann, wieviel hast du gesponnen?“ —
„Hab siebenmal abgenommen.“ He, was ich sehl

4. Große Frau den Wackelstock nahm, he juchhel
Saut den kleinen Mann in den Kopf. Nunna,
nunna, nunna hums valdrial He, was ich sehl

5. Kleiner Mann ins Buttersack troch, he juchhe:
ludt er raus, kriegt er was. Nunna, nunna, nunna
hums valdrial He, was ich sehl —

Dr. Schulz.

Zur pommerschen Ortsnamen- forschung.

Nachdem in diesen Blättern die teilweise auf wendische Wortstämme zurückgehenden Ortsnamen des Kreises Köslin bereits 1922, erstmalig behandelt und zu deuten versucht worden sind, hat man sich neuerdings auch in einigen Nachbarkreisen an die Erklärung der Ortsnamen gemacht. Da namentlich die ursprünglich wendischen Ortsnamen im Laufe der Zeit teilweise arg entstellt worden sind, ist es nicht immer leicht, ihren ursprünglichen Sinn zu deuten. Es sollte deswegen hierbei mit der größten Vorsicht zu Werke gegangen werden. Unbedingt notwendig ist es, in jedem Falle, soweit engänzig, die alten urkundlichen Formen festzustellen. Wo dies nicht möglich ist, wird man versuchen müssen, gleiche oder ähnliche Namen in anderen Gegenden zu finden, wobei jedoch darauf zu achten ist, ob dort auch die gleiche Sprache und die gleichen sprachlichen Gesetze Geltung gehabt haben, wie in dem Gebiet, dessen Namen erklärt werden sollen. Ein Umding ist es z. B., den Namen des Flusses Wipper im Kreise Schlawe ohne weiteres in der Bedeutung gleich zu setzen mit Wipper in Thüringen oder Wupper im Rheinland. Hier kommt selbstredend nur ein deutscher Wortstamm in Frage, während im Kreise Schlawe auch ein wendischer Stamm zu Grunde liegen kann. Ich weiß nicht, ob sich urkundlich eine alte Form erhalten hat, die klar und deutlich eine wendische Herkunft des Namens beweist. Flur- und ortsnamenkundliche Untersuchungen wie die über den Namen Wipper in der Heimatbeilage Nr. 19 der Schlawer Zeitung, die schließlich sogar mit lateinischen Wortstämmen jongliert, sind bei allem anerkanntem guten Willen naiv und bringen die im Heimatinteresse wichtigen nomenkundlichen Untersuchungen nur in Miskredit.

Wir haben es nicht nötig, das vorübergehende Vorhandensein eines slawischen Volksstammes in unserer Heimat zu leugnen. Viele der erhaltenen Ortsnamen sagen es, daß er hier war. Wir müssen uns dabei nur stets bewußt bleiben, daß dieses nur eine Episode in der Geschichte war, daß Jahrtausende vorher hier Germanen, zuletzt Burgunden und Ruzier gesessen haben; ruzischen Stammes war vermutlich Oboaker, der das römische Weltreich zertrümmerte, dessen kleine Nachkommen heute jenen herrlichen deutschen Volksstamm drangsalieren, der uns einst Männer wie Walthar von der Bogelweibe und Andreas Lofzer schenkte. Und weiter müssen wir bei jener Feststellung uns ins Gedächtnis zurückrufen, wie unser Pommerland wieder deutsch wurde. Von den Herzögen dieses Landes selbst gerufen, kamen deutsche Bauern, Ritter und Mönche, um es urbar zu machen, ein Land, das nur dünn besiedelt war und das mit seinen durch die ständigen Raubzüge seiner östlichen Nachbarn dezimierten wendischen Bevölkerung nicht mehr in der Lage war, aus eigener Volkskraft die Raubzüge seines Todfeindes, des Polen, abzuwehren.

Und damit sind wir wieder auf ein Moment gekommen, das nicht nur für unsere Ortsnamenforschung zu beachten, sondern auch von höchster politischer Bedeutung ist. Die Slawen, die vor der deutschen Kolonisation im Mittelalter in Bornern saßen, waren keine Polen, sondern Wenden, untereinander ebensowenig befreundet wie heute Polen und Ruthenen oder Bulgaren und Serben. Daher kann uns auch die polnische Sprache nur bedingt zur Erklärung unserer Ortsnamen etwas nützen. Das polnische war ganz anderen lautgesetzlichen Wandlungen unterworfen als das Baltisch-Slawische, das Wendische. Der Besitz eines polnisch-deutschen Wörterbuches befähigt also noch keineswegs zur Deutung von wendischen Ortsnamen. Ich habe früher in diesen Blättern (Jahrg. 1926, Nr. 20) bereits auf einige Werte hingewiesen, die dem Heimatforscher auf dem Gebiete der Ortsnamenforschung gute Dienste leisten können und dabei besonders auch das Slawische etymologische Wörterbuch von Berneder (Heidelberg 1924) genannt. Der gleiche Verlag, Karl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg hat jetzt den Neudruck eines Wertes über slawische Ortsnamen gebracht, das trotz gewisser Veraltung bei einzelnen Wortstämmen auch heute noch als grundlegend und unentbehrlich für jedermann, der sich wissenschaftlich mit slawischer Ortsnamenforschung befassen will, anzusehen ist: „Die Bildung der slawischen Personen- und Ortsnamen. Drei Abhandlungen von Franz Miklosich.“

Uns interessiert aus dieser Schrift besonders die Abhandlung „Ortsnamen aus Appellativen“, in welcher ein ganz gewaltiges Material zusammengetragen ist, besonders aus dem südostdeutschen Kolonialland Kärnten, Krain und Steiermark. Aber auch das nordostdeutsche Gebiet ist nicht unberücksichtigt geblieben, wenn naturgemäß auch schwächer, da Miklosich Österreicher war und seine Abhandlungen zuerst in den Denkschriften der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien erschienen. 789 slawische Stämme sind alphabetisch geordnet, denen dann jedesmal die in Frage kommenden Ableitungen beigelegt sind. Es ist ein Buch, das dem pommerischen Ortsnamenforscher unbedingt empfohlen werden kann. Bei der Benutzung lasse man aber nie außer Acht, worauf schon eingangs hingewiesen wurde, möglichst die älteste urkundliche Form festzustellen und zunächst auch gewissenhaft zu prüfen, ob überhaupt eine wendische Ableitung in Frage kommt. Nur zu leicht läßt man sich, wie das z. B. auch Pechke bei seiner Deutung der Ortsnamen des Kreises Stolp getan hat, verleiten, solche anzunehmen, wenn das Wort uns heute unverständlich klingt. So ging es mir im Anfang meiner Beschäftigung mit der Ortsnamenforschung bei Sorenbohm und Bast, die in Anlehnung an Deutungen von Prof. Dr. Mude-Baugen für slawischen Ur-

sprungs gehalten wurden. Die Erklärung von Sorenbohm wurde durch Prof. Knoop und S. Griebenow bereits berichtigt (Unsere Heimat 1923 Nr. 7 und 8). Die Beschäftigung mit den Orts- und Flurnamen Westfalens, woher der Hauptstrom der Siedler unseres Kreises kam, macht mir auch die niederdeutsche Abstammung des Namens Bast, der nach Mude von wend. Pastwa abgeleitet wurde, zur Gewißheit. Das Wort findet sich mehrfach im niederdeutschen Sprachgebiet (s. Jellinghaus, Bestimmungswörter westfälischer und englischer Ortsnamen im Jahrb. d. B. f. niederdt. Sprachf. 28 (1902) S. 32) und bedeutet dort: Weiden- oder Lindenhölzung, zum Borteschalen dienend. Diese Bedeutung kommt auch bei unserem Bast, das als indago (Sagen) Bast als Siedlung des Zisterzienserklosters Dargun 1277 erstmalig urkundlich erwähnt wird, in Frage.

Das Gelände am ehemaligen Baster See war für Weideanpflanzungen ganz besonders geeignet.

Auch Bisbühr, 1276 Bizeburowe, muß ich heute anders als 1922 erklären. Ich leitete es von wez (spr. wjes) Ulme und bor Wald ab. Das slawische bor bezeichnet aber nur den Fichten- und Kiefernwald, kann sich also nicht in Zusammenhang mit Ulme finden. Nach Miklosich a. a. O. S. 140 ist das Wort abzuleiten vom Stamm Bzi = omnis, jeder, all, der sich in Personennamen wie Bizibor, Bizeslaw, Bizemila findet. Von erstem Namen abgeleitet, findet sich mehrfach der Ortsname Bziboryn in Polen und Bzeborow bzw. Bzeborice in Böhmen und Mähren: Bizeburowe ist also der Bzi, das Dorf des Bizibor, Bzibebor d. i. des mit allen oder allzeit kämpfenden.

Dr. Schulz.

Beobachtungen und Brutstudien an unserer Vogelwelt im Jahre 1927.

Von E. Penzli-Röslin.

III.

Was das günstige Vorfrühlingswetter im Tier- und Pflanzenleben gefördert hatte, wurde infolge der überaus schlechten Witterungsverhältnisse im Frühjahr und Frühsommer, also während der Hauptpaarungs- und Brutzeit in der Vogelwelt zurückgedrängt, zum Teil sogar vernichtet. Eine starke Brutunlust war vielfach festzustellen. An besseren Tagen machte sich dann folgerichtig auch vermehrter Paarungstrieb geltend und eifriger Vogelgesang war zu hören. Auf vielen Exkursionen in den Kösliner Wallanlagen, auf Friedhöfen, in den umliegenden Wäldern, Gehölzen und an der Meeresküste studierte ich Vogelstimmen und beobachtete die verschiedensten Arten bei der Paarung, beim Suchen von Brutstätten, beim Brüten selbst und bei Aufzucht der Jungen. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, wollte ich alle meine Beobachtungen ausführlich behandeln. Ueber die Vogelfauna in einigen hiesigen Landschaftsteilen werde ich später in Einzelarbeiten zurückkommen. Auch muß ich leider im Interesse des Natur- und Vogelschutzes verschiedene Beobachtungen Restfunde, Horstplätze und dergl. geheim halten, um nicht gewissen, unter dem Deckmantel harmloser Naturfreunde umherlaufenden gewissenlosen Elementen, fanatischen Eierjählern, Aasjählern, Schießern und wie sie alle heißen, Gelegenheit zu geben, unsere an und für sich schon hart bedrängte Vogelwelt noch mehr zu schädigen.

Besonders auffallend war die Brutunlust bei Riebitzen und Rebhühnern. Am 3. Juli z. B. sah ich längst der Ostseeküste mehrere Flüge von Schätzungsweise je 100—150 Riebitzen ziehen. Paarhühner, wie der Ornithologe und Jäger, die Rebhühnpärchen bezeichnet, beobachtete ich mehrfach

bis in den Juli hinein, also über die eigentliche Fortpflanzungszeit hinaus. Wie schon vorher gesagt, hatte die Ungunst der Witterung einen guten Teil Schuld daran, weiter aber auch in hohem Maße Beunruhigungen und Störungen, daß diese Arten — Riebitze vielfach ungepaart — nicht zur Brut geschritten waren. Sehr früh schon, seit Mitte Juni, zogen Brachvögel westwärts, um sich an den Außendeichslanden der Nordsee in ungeheuren Flügen zu sammeln.

Bruten von Bedeutung waren: Sprosser, Girtlig, Dompfaff, Karmingimpel, Zwergfliegen-schnäpper, Rohrdommel, Limose, Fischreißer, See- und Fischadler, Zwergseeschwalbe, Auerhuhn, Schwarzstorch, Blaurake, Wiedehopf, Waldschnepe, Sturmmöwe, Flußregenpfeifer.

Mein Hauptaugenmerk richtete ich u. a. auch auf die teils stark gefährdete Sumpf- u. Wasservogelwelt und deren Schutz. Meine speziellen Beobachtungsgebiete sind hierfür der Lüptowsee mit seinem angrenzenden Gelände, der Jamunder- und Budow-See, sowie der ganze Küstenstreifen zwischen Nest und Damkerort. Im übrigen sind der bewaldete Gollenberg, der Buchwald, Teile der Hohenzollernschen Waldungen, die Schwerinsthaler Wälder, der Knasterwald u. a. hervorragende Gebiete für den Naturforscher und Naturschützer.

Am 12. Juni 1927 fand ich auf einer Sandfläche am Budowsee beim flüchtigen Durchstreifen acht Gelege der zierlichen und seltenen Zwergseeschwalbe und ein Gelege des Sandregenpfeifers. Aus dem Ei eines Geleges der Zwergseeschwalbe war beim Abfliegen der Alten eben ein nacktes Junges zur Hälfte ausgeschlüpft; die halbe

Kleine Mitteilungen.

Ueber Sinn und Aufgaben der Heimatmuseen.

In einer der letzten Nummern des vorigen Jahres brachten wir einen Aufsatz des Direktors des vaterländischen Museums in Hannover, Dr. Pechler, über dieses Thema, das insofern von besonderer Wichtigkeit für unsere engere Heimat ist, als das Kösliner Heimatmuseum infolge Raum-mangels immer noch nicht seinen Zwecken entsprechend eingerichtet und ausgebaut werden kann. In einer Sitzung der Vertreter der rheinischen Museen in Bonn hat jüngst der bekannte rheinische Kunstgelehrte Geh. Rat Clemen sich ebenfalls über dieses Thema eingehend geäußert. Er führte etwa aus: Ein Heimatmuseum müßte einen Ausschnitt bieten aus allen wichtigen Zweigen zur Kulturgeschichte des betreffenden Kreises. Erstens müßte es geben einen Ausschnitt des Landschaftsbildes geologisch, mineralogisch usw. und unter Umständen auch der Flora und Fauna. Zweitens ein Bild der Urgeschichte des Menschen in dem betreffenden Landstrich, drittens eine Sammlung von Ansichten, Plänen usw. der Gegend. Hierzu gehörten auch Rekonstruktionen alter Stadtbilder, die Bildaufnahme

alter Bau- und Kunstwerke des Kreises, bedeutsamer Bürger- oder Bauernhäuser, ferner die Bildnisse bedeutender Persönlichkeiten, die Sinnbilder oder Symbole der Gegend, Wappen usw., sowie die Erinnerungen an den jüngsten großen Krieg. Viertens solle im Heimatmuseum eine Sammel- und Bergestätte sein für „Strandgut“. Manches Stück komme für große Spezialmuseen nicht in Frage, sei aber für ein engeres Heimatmuseum von Bedeutung. Fünftens gehöre dort hinein alles, was unter Volkskunst oder Volkskunde fällt, von den alten Möbeln und den schönen Gebrauchsgegenständen angefangen bis zu den Trachten, Bauernkeramiken und dergl. Sechstens sei in einem Heimatmuseum die modellmäßige Vorführung von bodenständigen Gewerben am Platz. Als siebentes und letztes sei nicht zu vergessen ein Archiv, in dem Akten und Briefe, Dokumente, Rechnungen usw. Aufnahme finden könnten.

Gesindeziehtag im Hinterpommerschen Küstenstreifen.

In dem Küstenstreifen Hinterpommerns, dessen Südgrenze über Rammin, Greifenberg und Belgard verläuft, bezeugt der Ausdruck „heimlich aus dem Dienst gehen“ als ursprünglichen Termin des Gesindewechsels den

Dionysustag, d. h. den 9. Oktober. Der gleiche Ausdruck ist in Vorpommern ohne Wollin östlich Prützer und in Mecklenburg gebräuchlich, ein Tatbestand, durch welchen die siedlungsgeographische Beziehung zwischen beiden Gebieten fundiert wird. Nun gilt aber seit einiger Zeit in Mecklenburg der 24. Oktober als Ziehtag. Da ergibt sich die Frage, ob diese Verschiebung auch in Vorpommern und dem umschriebenen Küstenbezirk Hinterpommerns eingetreten ist. Wann zogen also, frage ich, hier die Dienstboten um? Und weiter: welche Termine haben außerhalb dieses Streifens in Hinterpommern gegolten?

Rostock

Prof. Dr. S. Teuchert.

„Sait nie“.

Auf der Insel Wollin und nach Osten bis über Belgard hinaus ist das rätselhafte Wort „Saitnie“ (mit Ton auf dem i) für den „zunehmenden Mond“ bezeugt. Im Süden erreicht es die Südgrenzen der Kreise Rammin und Greifenberg.

Angaben über weitere Verbreitung und Mitteilungen von Nebenarten und Wendungen, in denen sich das Wort findet, sind sehr erwünscht, da sie vielleicht Licht auf die Herkunft des Ausdrucks werfen.

Rostock.

Prof. S. Teuchert.

Eisgale lag noch in der Sandmulde, welche das Nest der Gieschwalbe bildet. Dieser köstliche Anblick auf freier, einsamer Strandlandschaft beim Tosen der Brandung und klatschendem Regen wird mit unergötzlich bleiben. Die alten Vögel umschwärmten mich natürlich in höchster Aufregung. Der rühmliche Bund für Vogelschutz e. V., Stuttgart, hat am Budowsee eine kleine Kolonie von Strandvögeln unter seinen Schutz gestellt und das betreffende Gelände angepachtet. Ebenso wird der Bund einige Geröllflächen für Vogelschutz- und Beobachtungszwecke am laufenden Tief des Jamundersees (Vogelwarte Deep), in Pachtung nehmen. Die Verwaltung und den örtlichen Schutz übernimmt die hiesige Ortsgruppe des Bundes.

Die Abwanderung unserer Zugvögel in die Winterherberge zog sich im Herbst 1927 verhältnis-

mäßig sehr lange hin. Störche und Schwaben beispielsweise zogen bedeutend später als in anderen Jahren ab. Ende November beobachtete ich bei Winterwetter noch Wiesenpieper, Feldlerchen, Haubentaucher und Bleßhühner. Am 12. Dezember wurde bei einer Jagentreibjagd sogar noch ein Kiebitz in der Ridelriege gesehen. Erwähnenswert ist, daß sich immer mehr Rotkehlchen zum Hierbleiben entschließen und daß, auch die Heckenbraunelle im Dezember oft an den winterlichen Futterplätzen erschien.

Während der Vogelzugzeiten ist auch der Leuchturm in Funkenhagen, an welchem Weisgoldische Vogelschutzlampen angebracht sind, von hoher ornithologischer Bedeutung.

Als ein Mann des Friedens fragte er auch nicht, als der Magistrat von Köslin ihm das bisher der Pfarre zustehende Brennholz aus der Buchenheide entzog und ihm dafür entsprechendes Fichtenholz aus dem Sommerwald gab. Und dieser Wald erlitt 1758 bedeutenden Schaden durch einen großen Brand, später durch Ruffen.

Pastor Faken war zweimal verheiratet, und zwar zunächst mit der Witwe seines Amtsvorgängers Klempin, Amalie Elisabeth geb. Michaelis, Tochter des Pastors Michaelis in Waldow bei Schlawe (getraut am 2. Juli 1749, gestorben 9. Dezember 1753), welche ihn mit zwei Söhnen und einer Tochter beschenkte, und danach mit Eleonore Elisabeth Albertine, Tochter des Frühpredigers Richardi in Köslin (getraut 18. September 1754, gestorben 1802 im Klosterstift zu Stolp). Seine zweite Ehe war mit acht Kindern gesegnet. Der Gatte bezeugt, daß er beide Male „eine höchst vergnügte Ehe“ (damals gebräuchlicher Ausdruck für glückliche Ehe) geführt.

Neben allem Glück und aller Freude fehlte es ihm auch nicht an schwerem Kreuze, an dem er besonders in den Kriegsjahren 1760 und 1761 mit seiner zahlreichen Familie und Gemeinde zu tragen hatte. Trübsal und Schrecken brachte ihm das Jahr 1760. Nachdem der russische Feldmarschall Soltikoff, der Sieger von Kunersdorf, sich im Jahre 1760 vergeblich bemüht hatte, in Schlesien Eroberungen zu machen, unternahm ein russisches Heer zum zweiten Male, die Festung Kolberg zu erstürmen. Schon zu Anfang dieses Jahres hatten russische Truppen unter General v. Tottlebens Befehl Köslin besetzt, doch wurden dieselben von dem preussischen General v. Benckendorf wieder zurückgeworfen. In der ganzen Gegend aber schwärmten die Kosaken wild umher. Ihrer sechs rohe Gefellen drangen auch in das Jamunder Pfarrhaus, mißhandelten den Pastor in grausamer Weise und plünderten ihn völlig aus, während seine Bauern vor dem Hauße standen und zusahen, aber nicht den Mut hatten, das Pfarrhaus zu betreten und ihren Pastor aus den Händen der Kosaken zu befreien. Er selbst hat über diese Zeit folgende Niederschrift gemacht:

(Fortsetzung folgt.)

Heimatbücherei.

Lehrproben zur deutschen Volkskunde. Im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde, herausgeg. v. Dr. John Meier, ord. Prof. a. d. Universität Freiburg. Verlag Walter de Gruyter u. Co., Berlin 1928. Geh. 3,60 RM., geb. 4,00 RM.

Die darin gegebenen 11 Lehrproben bilden eine Ergänzung zu der in diesen Blättern (1927, Nr. 7) warm empfohlenen „Deutschen Volkskunde“ desselben Herausgebers. An Hand ausgewählter Beispiele zeigen die Lehrer ihren Fachgenossen, wie sie sich volkstümliche Thematika mit Nutzen im Unterricht der Volksschule behandelt denken. Bei der ständig wachsenden Bedeutung der Volkskunde für den Schulunterricht werden diese trefflichen Lehrproben in den Kreisen der Mittel- wie Volksschullehrer sicher Beifall finden.

Dr. Sch.

Antike und moderne Volksmedizin von Dr. Eduard Stemplinger. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig, 1925. Geh. 4,00 RM., geb. 5,50 Reichsmark.

Der Verfasser handelt, ausgehend von den Anschauungen des griechischen und römischen Altertums, von den volkstümlichen Vorstellungen über Krankheiten und deren Ursachen, die man auf die Einwirkung schädlicher Dämonen zurückführte, und von den volkstümlichen Mitteln zu ihrer Heilung, die teils in kultischen Opfern u. Heilriten, teils in okkultistischen Handlungen (Bespöschung, Beschwörung, Amulette, Sympathiegläubigkeit, Transplantation) bestanden. Es scheint eine Sammlung der wunderlichsten und tollsten Einfälle der von Krankheiten gequälten und nach Heilung suchenden Menschenseele längst vergangener Zeiten. Und doch, wie mancherlei von diesem tollen Aberglauben lebt noch heute fort in allen Schichten unseres Volkes. Der Volkskundler findet eine Fülle wertvoller Anregungen.

S.

Aus der Kirchengeschichte von Jamund.

1749—1771.

(Fortsetzung.)

Von Karl Hilliger.

Nachdruck verboten.

Er übernahm es mit einiger „Blödigkeit“, weil er wohl wußte, wie viel in Städten bei dergleichen Predigten auf das „Jeremoniell“ gesehen wurde, und das Kösliner Jeremoniell konnte er nicht, hatte auch keine Zeit, sich danach zu erkundigen, denn ihm blieb nur ein Tag zur Predigtvorbereitung. „Ich fiel also“, registriert Faken in seinen Aufzeichnungen, „auf den Entschluß, mich durch den Vorhang der Poesie zu schieben und meinen Neujahrswunsch in Reisen abzustatten. Gott gab dazu Gnade, und dieser Vorfall machte Köslin gegen mich aufmerksam. Die Brauer-Gilde erbot sich sogleich, die gehaltene Predigt drucken zu lassen, welches ich aber verbat.“

Bald darauf ließ ihm Generalleutnant de la Motte, der seine Feldprediger anderweitig versorgen wollte, diese Stelle bei seinem Regiment antragen. Es ging ihm aber gegen das Gewissen, seine Erörterer Gemeinde noch vor wirklichem Antritt seines Amtes zu verlassen, und so schlug er das Anerbieten aus.

1749 übernahm Faken endgültig sein Amt in Jamund und hielt am Palmsonntag seine Antrittspredigt über 2. Kor. 11,9.

Er kannte die Unordnungen, die in seiner Gemeinde herrschten. Solange war es noch nicht an der Zeit gewesen, viel darüber zu sagen. Jetzt jedoch ließ er es sein Erstes sein, sich mit allem Ernst dagegen zu setzen. Er bat, er vernichte, oder alles vergebens. „Kaum war die Predigt aus, so stürzte das junge Volk mit aller Unbändigkeit aus beiden Türen, nachdem sie sich unter der Predigt schon satt gesündigt hatten.“ Er ließ also einmal unvermerkt die Kirchentüren verschließen, und sie mußten wieder zurück an ihre Plätze gehen. Hierüber wurde alles aufgeregt. Man nahm einmal heimlich den Schlüssel aus der Tür, daß er nicht wieder sollte zuschließen lassen. Doch fand der Schlüssel sich bald wieder, und weil die Älter nicht wußten, was er möchte getan haben, so blieben sie, um nicht schimpflich zurückzugehen, alle stehen. Die Vernünftigen in der Gemeinde gingen an, sich über bessere Ordnung zu freuen. Der neue Pfarrer wich keiner Bosheit noch Nachrede und so sah er in wenigen Wochen einen merkwürdigen Anfang besserer Ordnung, daß er nun ohne äußere Störung den Gottesdienst halten konnte. Sobald sich etwas regte, genügte ein bloßes Ansehen, um Ruhe zu schaffen. Zugleich machte Faken die Wahrnehmung, daß ein Mangel an Erkenntnis in der Gemeinde herrschte, was die fruchtbare Führung seines Amtes hinderte. Es war vordem nicht anders gewesen, man ließ die Leute ihren Katechismus lernen, den sie auch den Worten nach wußten aber das Wenigste verstanden. Einer seiner Vorgänger, Pastor Labefius, hatte es so weit gebracht, daß man sich wenigstens ein Neues Testament anschaffte, und sein letzter Vorgänger, Pastor Klempin, hatte schon ordentliche Katechisationen abgehalten. Dies setzte Faken fort und erweiterte das Werk. Besonders richtete er sein Augenmerk auf den Zuwachs der Präparanden. Er band sich daher an keine gewisse Zeit wie man vorher gewohnt gewesen, sondern katechisierte so lange mit ihnen, bis er ein

merkliches Wachstum ihrer Erkenntnis in den Grundwahrheiten des Glaubens spürte. Sehr förderlich war es, als der Pfarrer anfangs, sie nicht mehr besonders, sondern bei öffentlichen Gottesdiensten vor der ganzen Gemeinde zu unterrichten. „Hiervon“, so schreibt er, „sah ich einen vierfachen augenscheinlichen Nutzen: 1. Ich erhielt sie bei mehrerer Aufmerksamkeit und konnte sie durch eine erlaubte Ehrliche ansprechen; 2. hörten die, welche künftig daran sollten, alles voraus und waren hernach in allem geläufiger; 3. hatte ich die ganze Gemeinde zum Zeugen meiner Arbeit und Unschuld, wenn ich Unwissende abweisen mußte und 4. diente dies gar schön zum Unterricht der Alten und half ihnen mehr, als wenn sie selbst katechisiert hätten, weil man wohl weiß, mit was für Blödigkeit und Verdruß von Seiten der Gemeinen solches geschieht, welches den gedachten Zweck die meiste Zeit verhindert. Ich kann noch hinzusetzen, daß dadurch die Entschuldigung wegfiel, man könnte die Kinder nicht so oft und lange von der Arbeit missen. Ueberdies nahm ich die Kinder nicht zu jung an und ließ sie nach der Confirmation noch immer bis aufs andere Jahr warten, bis ich sie zum heiligen Abendmahl ließ, welches ich mit allen zugleich nach vorhergegangener abermaliger Vorbereitung auf Sonntag Quasimodogeniti anstellte. Ich gestehe, es sollte dabei noch mehr geschehen; die Zeit aber ist am Sonntage sehr eingeschränkt, und die Arbeit für einen Mann fast zu schwer. Doch hoffe ich zu Gott, daß meine wertesten Nachfolger eine Erleichterung in dieser Mühe für sich finden werden, obgleich von Bauernkindern niemals das zu erwarten ist, was man bei Kindern findet, die eine bessere Erziehung genossen haben und deren Seelen schon mehr ausgebildet sind.“

Neben der inneren Verbesserung seiner Gemeinde sorgte Faken auch für die äußere Verbesserung der Kirchen- und Pfarrgebäude. So wurden auf seine Veranlassung 1750 eine neue Kanzel und einige Jahre darauf auch ein Chor und neuer Altar hergerichtet. Die eingeborstene große Kirchenglocke wurde umgegossen und der Kirchhof mit einer Mauer umgeben. 1759 beschaffte er, mit Genehmigung des Konsistoriums auch eine Kirchenbibliothek. Ebenso wurden an den Pfarr- und Küstereigebäuden wesentliche Verbesserungen vorgenommen, auch neue Gärten angelegt.

Schwerlich war es für Faken, als ein Teil seiner Gemeinde ihn verließ und sich in den neuangelegten Dörfern Schwerinsthal und Meyringen ansiedelte und damit aus seinem Kirchspiel abschied. Man hatte schon 1749 durch Ausrodung eines der schönsten Wälder den Anfang zu diesen Dörfern gemacht und dieselben zuerst mit württembergischen Kolonisten besetzt. Weil aber diese Leute die hier übliche Art des Wirtschaftens nicht verstanden, auch nicht Lust dazu hatten, so gingen sie zumeist wieder davon. Man verkaufte die Höfe an Jamunder Bauern, wodurch die Zahl der Einwohner Jamunds sich sehr verringerte. Alle Bemühungen des Pastors, sie zurückzuhalten, fruchteten nichts.